

Zeitschrift: Schweizerische Monatshefte für Politik und Kultur
Herausgeber: Genossenschaft zur Herausgabe der Schweizerischen Monatshefte
Band: 6 (1926-1927)
Heft: 11

Buchbesprechung: Zu Jakob Schaffners neuem Roman "Das Grosse Erlebnis" [Jakob Schaffner]
Autor: Frey, Arthur

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 16.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Zu Jakob Schaffners neuem Roman „Das große Erlebnis“.

Von Arthur Frey.

Mit dem Namen Jakob Schaffners verbindet sich für mich immer eine der freundlichsten und bestimmtesten Leseerinnerungen: Konrad Pilater. An diesem Buche erlebte ich vor bald zwanzig Jahren den damals erwachenden Geist einer lebendigen Romantik am unmittelbarsten und stärksten. Das war nicht Literatur, nicht Bildungserzeugnis; das war Dichtung gewordenes Leben — mit allen lebenswürdigen Mängeln des schriftstellerischen Erstlings.

Damals war Schaffner ein Wildling im deutschen Schrifttum. Seither hat er sich mit bestaunenswerter Einfühlungskraft und Energie in den Kulturströmungen unserer Zeit zurechtgefunden, die geltende Tabulatur durchgearbeitet und sich vom Handwerksburschen aufgeschwungen zum Meister, dem kein Werk mehr etwas anhaben kann. Das ist keine alltägliche Sache für einen Dichter, der als Romantiker debütiert hat. Es beweist eine Entwicklungsfähigkeit, einen mit der Zeit Lebenden, in die Zukunft ausschauenden Geist, eine Begabung kurzweg, die zu immer neuen Erwartungen berechtigt.

Aber — nun kommt das Aber, das mich beschäftigt, seit ich sein neuestes Buch beiseite gelegt habe: Der Meister fängt an, den Dichter zu verdrängen.

Seit Jahr und Tag habe ich keinen Roman gelesen, der mich so unausgesetzt in Atem hielt, durch seine Technik derart fesselte wie dieses „große Erlebnis“. Es ist ein Buch von gegen 500 Seiten, anmutig zerlegt in 42 Kapitelchen, von denen jedes — auch herausgelöst aus dem Ganzen — ein feuilletonistisches Meisterstücklein darstellt. Menschen und Dinge sind von einem scharfen, beweglichen, ungewöhnlichen Geist erfaßt und in einer reich schattierten, frisch vorweg geprägten Sprache zu glänzender schriftstellerischer Wirkung gebracht. Ich konnte mich dem Reize, der davon ausging, keinen Augenblick entziehen.

Erst jetzt, da ich das letzte Kapitelchen hinter mir habe und mein altmodischer Kopf an die Rückschau geht, — da will etwas nicht mehr ganz stimmen, und ein Gefühl des Vorbehaltes, das letztes Jahr schon die „Brüder“ sachte wachriefen, wächst sich zum überzeugten Widerspruch aus. Dieses „große Erlebnis“ ist nun das Gegenspiel zu dem unbesorgten „Konrad Pilater“. Das ist nicht mehr Dichtung; das ist Literatur, nicht mehr Kunstwerk, sondern Kunststück. — Fabelhaftes Kunststück, gewiß! Sonst vermöchte es nicht derart in seinen Bann zu ziehen. Ungefähr so scheint der Kino auf moderne Menschen zu wirken, die zu unserer großen Verwunderung für ihre hochgespannten Anforderungen an seinen Bilderfolgen ihr Genügen finden. Der technische Schmiß ist so verblüffend, das Augenfällige so blendend, daß man sich restlos an die Sache verliert, wenn man nicht Zeit hat oder haben will, ihr Tags darauf noch ein Stündlein Nachdenkens zu schenken.

Eine knappe Analyse des Romans! Zeit und Ort der Handlung: Das Berlin der Gegenwart, der alleraktuellsten Gegenwart. Personen: Ein Professor, Idealist von überraschend deutschem Sonderzuschnitt, glänzende schöpferische Begabung, moderner Mensch, großzügig, beherrscht, unbeirrbar; seine Gattin, im wesentlichen entsprechend, aber Frau, vortrefflich in allen Seelenschwingungen ihres Geschlechts erfasste Frau, 30jährig, kinderlos; der andere Mann, d. h. einer, der es zu sein und in ganz überragendem Weltmaße zu werden glaubt, in der Tat auch — ganz in Rohform — das Material dazu hat, in Wirklichkeit aber einstweilen ein studierender Geniebengel der Nachkriegszeit, der von der Sowietordnung bis zur modernen Tyrannei alle Möglichkeiten eines großen neuen Lebens abtastet. Nebenfiguren: Ein Bolschewistenkreis mit einem Typus männlichen und ganz besonders einem solchen weiblichen Geschlechts von prachtvoller Klasse; Professoren, Studenten, Boheme; eine Stütze der Hausfrau mit nachgeprüfem Schweriner Dialekt, Hunde und Katzen, für amüsante Zwischenspiele. Hintergrund: Tout Berlin.

Handlung: In das innerlich durchaus harmonische Verhältnis zwischen dem Professor und seiner Gattin, dem nur die Kinder und täglich ein aufmerksames Freistündchen des betriebsamen Gelehrten fehlen, schiebt sich mit jüngstdeutscher Unaufhaltsamkeit der blonde Überjüngling und durchläuft im Herzen der leidenschaftlich und rücksichtslos geliebten Frau alle Phasen der Zuneigung von mitleidig mütterlicher Wärme bis zu gefährlich lohendem Feuer, an dem freilich ein gutes Ehegeistlein Wache hält und Unzuträglichkeiten — wunderbarerweise — verhütet. Dann endlich, hübsch zur rechten Zeit, die Entspannung! „Ein Auto wartet“ — es wartet umsonst; denn inzwischen hat sich ereignet, — auf Seite 452, — was sich natürlicherweise schon auf Seite 110 hätte ereignen können: Der Ursprung eines Damentaschentuches mit rätselhaften Initialen, das sich in des Professors Brusttasche verirrt hat, klärt sich in durchaus befriedigender Weise auf. Eheliche Reetablierung, Flucht in die Sommerfrische und zurück in die Zeit der ersten Liebe, das große Erlebnis einer Ehe, und in absehbarer Ferne das, was man früher im Familienstil den Vorabend eines großen Ereignisses nannte.

An ein Damentaschentuch mehr oder weniger die Existenz von 200 Romanseiten zu hängen, ist entschieden kein Kleines. Aber Jakob Schaffner bringt es meisterlich zustande. Das war für mich das eine beinahe große Erlebnis an dem Buche; das andere war die schließliche Entdeckung, daß der Verfasser keinen Augenblick im Sinne hatte, das blonde Genie ernst zu nehmen, daß er es aber wiederum fertig brachte, uns bis ins letzte Kapitel hinein seinen persönlichen Wertschätzungsstandpunkt so geschickt zu verheimlichen, daß wir die weiblich-mütterliche Teilnahme der Frau Professor unbedenklich guthießen.

Man könnte sich beschämt fühlen durch eine solche Entdeckung; allein man hat eine unabweisliche Entschuldigung: Der Autor bestürmt den Leser derart mit berlinischem Leben, daß man nicht Zeit findet zu einer ordentlichen Überlegung der zulässigen Möglichkeiten. Er jagt ihn durch

alle Lebenskreise, alle Versuchungen und Verirrungen der Großstadt wie ein studierender Nefte den Provinzontel, der in acht Tagen ganz Berlin erleben möchte. Jetzt geht's in die Universität, mitten ins kleinliche Gezänk der großen Gelehrten hinein, drauf ins Tanzpalais, nun zur Massary in die „Teresina“, einen Augenblick später zu einer spiritistischen Sitzung — keine Ruh bei Tag und Nacht! Das moderne Leben soll uns im Sturme nehmen. Zerstreuung, Zerstreuung! Ob das waghalsige Operettchen „Teresina“, wenn die Massary ihm ihre Kasse leiht, doch Kunst, wahre Kunst sei? was es eigentlich mit Buddha und Schnaton auf sich habe in Berlin? — solche und ähnliche Fragen drängen sich so anspruchsvoll an uns heran, daß wir zu ruhigem Nachsinnen über die eigentliche Handlung keinen müßigen Augenblick finden. Aktualitäten, Aktualitäten! Jetzt ein gesunder Hieb auf den anmaßlichen Weisheitsschulmeister in Darmstadt, dann ein politisches Verzierbildchen und so fort, so fort, wie im Kaleidoskop. Der Roman umspannt alle Kreise und Kräfte des in Gärungen brausenden Deutschlands von 1925/26.

Solche Griffe nach dem Gesellschaftsgeiste einer bestimmten Zeit hat einmal auch Theodor Fontane getan; aber nicht mit dieser verwirrenden Gebärde, sondern behutsam, sodaß der Hintergrund in angemessener Entfernung hinter der wirklichen Bühnenhandlung zurückblieb. Aber — wieder ein zweifelndes Aber — bei Fontane fühlte man den Menschen heraus, dem der Ort der Handlung ein Stück eigener Seele ist, das er mit dem Behagen des Heimatbewußten Zug für Zug mit künstlerischer Echtheit gemalt hat. Bei Schaffner steht man vor einer Folge erstaunlich fix erhaschter Momentphotographien. Das ist ein Unterschied. Jakob Schaffner hat die Wurzelkraft einer wirklichen Heimatempfindung auch da nicht mehr, wo er einmal eine Sommerfrische-Erinnerung aus seiner guten Schweizerheimat einstreut. Seine Soldaten, die im Walliser Kantonnement „Im Margäu sind zwöi Diäbi“ singen, sind ungefähr von der gleichen Echtheitsqualität wie Carl Spittellers jodelnde Schildwachen mit dem Ideal im Hintergrund.

Und da kann ich nicht mehr mit. Da ist für mein Gefühl die spröde, sprunggefährliche Stelle in der Entwicklung des hochbegabten Dichters. Er kann alles, kann viel zu viel, und erliegt der Versuchung des Virtuositentum. Nur Noten her! Alles vom Blatt!

Es gibt nun einmal Menschen, die im dichterischen Kunstwerk immer noch eine Seele, einen Menschen, etwas wie eine geistige Heimat des Dichters suchen, eine aus seltsamen Tiefen quellende Wahrheit. Und die geraten ob diesem „großen Erlebnis“ in Verirrung. Sie kommen nicht um den Wunsch herum, es möchte dem Dichter doch wieder in aller Wirklichkeit ein großes Erlebnis widerfahren, ein zu erregtem Schaffen drängendes Seelenerlebnis, das dem bewundernswerten Können den ebenbürtigen Gegenstand und den würdigen menschlichen Gehalt gibt.

Es ist ein freimütiger Wunsch aus der Heimat, — aus einer Heimat, die trotz alledem in Jakob Schaffner eine ihrer besten literarischen Hoffnungen sieht.